



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Stumme des Himmels

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Stumme des Himmels



Stumme des Himmels sind nach Jean Paul Menschen, denen nicht wie Goethe von einem Gott gegeben ward, zu sagen, was sie leiden. Da nun Goethe in demselben Maße alle andern an poetischer Kraft überragte, wie er ihnen an jener Gottesgabe überlegen war, so sollte man meinen, daß jene sogenannten Himmelsstummen ihren Namen daher haben müßten, daß sie von der Gabe der Poesie entweder nichts oder doch nur äußerst wenig abbekommen hätten. Nach dem neuesten Roman Friedrich Spielhagens aber, der eben diesen Titel trägt, ist das nicht der Fall. Einer in ihm gegebenen Definition zufolge sind es Leute, die „eigentlich Poeten sind, denen, eben weil sie stumm sind und sich von der Dual des ewigen Brütens über eine Welt, die ewig ungeschaffen bleibt, nicht lösen können,“ das Leben zu unsäglichem Elend wird.

Nach meinem Dafürhalten hätte Spielhagen, um nicht mit Goethe in Widerspruch zu geraten, seinem Roman ein andres Aushängeschild geben müssen. Freilich, „Problematische Naturen“ drauf zu schreiben, das würde nicht angegangen sein, weil er diesen Titel schon für seinen ersten Roman vor mehr als dreißig Jahren verbraucht hat. Aber worauf es ankommt, das ist, daß er paßt wie für denselben Wein dieselbe Etikette. Es sind alte, liebe Lieder, die Spielhagen vorträgt. Niemand kann über seinen eignen Schatten hinwegspringen. Wie es derselbe Gustav Freytag ist in den „Fabiern“ und den „Journalisten,“ in den „Ahnen“ und in „Soll und Haben,“ von derselben Haut umspannt, aus der er nicht herauskann, trotz all ihrer Ausdehnungsfähigkeit, so wenig kann Spielhagen aus der seinen! Es ist nicht vielen gegeben, ein großer Dichter zu sein, aber etwas mehr Abwechslung könnte man schon bringen, ohne gleich für einen gehalten zu werden. „Stumme des Himmels“ sind in der That nur eine weitere Auflage der „Problematischen Naturen,“ nichts andres.

Die Geschichte beginnt in Norderney. Er, der Baron Randow aus Hinterpommern, hat sich dorthin begeben, um sich von einem gewissen, aus absoluter Leerheit bestehenden Etwas zu kuriren, das seinem Gemüte anhaftet, wie der Ruh das Gebresten, wenn sie Wind gefangen hat. Lange, eigentlich immer schon, hat er es mit sich herumgeschleppt, nur daß er es anfangs nicht

gemerkt hat. Als es aber eintrat, da war es gleich sehr schlimm, und am schlimmsten war, daß nichts es auszufüllen vermochte, weder die Liebe eines vortrefflichen Weibes, noch die zärtliche Anhänglichkeit dreier liebenswürdigen Kinder, weder die Sicherheit reichen, vom Vater ererbten Besitzes, noch die Wohlthat frischer, lohnender Arbeit. Es ist, hohls der Henker, schlimm, wenn in solchem Nebelfleck nichts haften bleiben will und auch der Dichter nichts hineinpraktizieren kann. Oder sollte er es doch noch fertig bringen? Er muß schon, denn wie sollte sonst die Geschichte in Gang kommen?

An einem heißen Sommernachmittag gegen Abend streift der Baron auf den Dünen umher; er hat das Gewehr umgehängt, um, wenn auch keine Jagdzeit ist, mit einer alten Gewohnheit die Zeit totzuschlagen, die hier so wenig von der Stelle will, wie in Hinterpommern. Was soll auch ein mit allen Vorzügen des Geistes ausgestatteter, aber mit einer leeren Stelle in der Seele behafteter Edelmann anders anfangen? Die Gesellschaft am Strande ist ihm zu fade, vielleicht ergötzt ihn das Waidwerk. Aber er hat kein Glück, und da ein Gewitter aufsteigt, so beeilt er sich, auf dem nächsten Wege nach Hause zu kommen. In dem Augenblick, wo er unter einem beängstigenden Druck seiner „Leere“ die letzte Höhe vor dem Strande überklettern will, sieht er rechts vor sich auf dem Kamm der Düne eine Frauengestalt, die augenscheinlich mit Malen beschäftigt ist und sich um das heranziehende Gewitter entweder nicht kümmert oder keine Ahnung von seinem Herannahen hat. Natürlich ist die Situation derart, daß die Dame auf die Hilfe des Herrn angewiesen ist. Bald sind beide von einer solchen Heftigkeit des Sturmes umgeben, daß der Baron die Gouvernante Fräulein Eleonore Ritter nur mit Mühe in den nächsten Badekarren tragen kann.

Wie soll ich nun weitererzählen? Der geneigte Leser wird ohne weiteres erraten, daß sich mit dieser Begegnung eine völlige Veränderung in dem Zustande des Herrn von Randow anzubahnen beginnt. Nur wenige Tage, und der Nebelfleck ist weg, an seiner Stelle ist der Stern der Liebe aufgegangen, in dessen Glanze alles andre wie in nie geahntem Lichte erstrahlt; was er früher als Liebe gehabt zu haben glaubt, ist eitel Dunst dagegen. Auf der andern Seite ist es ebenso. Auch Fräulein Ritter erkennt in dem Baron ihres Sechs Ergänzung, ohne die sie bisher ein ziel- und planlos auf den Wellen des Lebens umhergetriebenes Nichts gewesen ist. Nun folgen für die beiden, wie es nicht anders sein kann — und Spielhagen kann schildern —, glückliche, selige Tage. Ohne daß eins von dem Zustande des andern weiß, gehen sie neben einander her, essen zusammen und durchstreifen zusammen die Insel. Lange kann es aber nicht dauern. Der Baron verrät sich zuerst, und nun bricht es auch mit elementarer Gewalt aus der Seele des Weibes hervor. Lieft man das alles, so müßte es nicht von Spielhagen geschrieben sein, wenn man nicht mächtig in Mitleidenschaft gezogen würde. Die Darstellung des

psychologischen Vorgangs in den Seelen beider ist mit einem Worte meisterhaft. Wäre die Sache damit abgemacht, so könnte der Kritiker mit bestem Rechte sein probavit drunter setzen. Aber das ist ja gerade die Sache, daß es hiermit nicht aufhört, sondern erst beginnt.

Nachdem sich die beiden ihre Liebe gestanden haben — weiter ist natürlich zunächst nichts geschehen —, erhebt sich mit der ersten Ernüchterung grauenvoll für beide die Frage, wohin der Weg nun weiter gehen soll. Der Leidenschaft des Mannes gegenüber erscheint es als selbstverständlich, daß zunächst das Weib mit aller Kraft und Entschiedenheit den Weg betritt, der allein zur Rettung führt. Eleonore Ritter fährt am nächsten Morgen mit dem ersten Dampfer von der Insel ab und kommt noch den Abend in Berlin an, während Herr von Randow in leicht erklärlicher Trostlosigkeit zurückbleibt, um erst nach längerer Zeit in die Heimat zurückzukehren. Inzwischen hat Eleonore bei einer verwitweten Generalin eine Stellung als Gesellschafterin angenommen, dort hofft sie, wenn auch nicht Vergessenheit, so doch ihre Ruhe wiederzugewinnen. Aber das Unglück will, daß die Generalin nicht bloß eine Gutsnachbarin, sondern auch die Schwiegermutter des Barons ist. Die Tochter ihres ersten Mannes ist die Frau des Herrn von Randow. So ist denn ein Wiedersehen schon in nächster Zeit unvermeidlich, die Not muß groß werden, und sie wird groß: dafür braucht man nur den Dichter sorgen zu lassen. In ihrer Verzweiflung giebt Eleonore den Werbungen des Grafen Wendelin nach, der, ein vortrefflicher Mensch, ebenfalls ein Gutsnachbar Randows und sein Freund ist. So scheint sich alles noch zum Guten wenden zu wollen. Eleonore geht zu Verwandten nach Berlin, um dort Vorbereitungen zu ihrer Vermählung zu treffen. Da kommen im letzten Augenblicke Briefe an, die ihre mühsam gewonnene Haltung und Fassung wieder erschüttern. Mit dem Vorsatze, das ihrem Verlobten gegebne Versprechen zurückzufordern, reist sie nach Pommern. Da trifft sie am Vorabend des Tages, an dem der Graf sie seiner Mutter zuführen will, in dem an einem See gelegnen Gasthose des Städtchens, das ihr Reiseziel ist, mit dem Geliebten zusammen. Ich brauche nicht weiter zu berichten: in der Nacht schlagen die heißen Wellen der Liebe, am folgenden Morgen die kühlen Wellen des Sees über beiden zusammen.

Das ist die Liebesgeschichte des Herrn von Randow und der Gouvernante Eleonore Ritter, eine Geschichte, die ich aus den besten Gründen für sehr problematisch erklären muß. Das erste, was man mit Recht daran aussetzen hat, liegt in dem Umstande, daß es dem Dichter schlechterdings nicht gelingen will, uns an die wirkliche oder die eingebildete Krankheit des Barons glauben zu machen. Trotz aller Unbefangenheit und Harmlosigkeit, mit der Spielhagen seinen Helden einführt, weiß doch jeder Leser gleich, daß in der Hypochondrie des Edelmanns der Keim zu allen Verwicklungen liegt, mit denen wir es später zu thun haben werden, und der mit der Krankheit behaftete sollte

das nicht wissen? Setzen wir einmal den Wirklichkeitsfall. Da lebt in Hinterpommern ein mit den besten Gaben der Natur und der Erziehung ausgestatteter junger Baron. Die Lage des Lebens, in der er sich befindet, ist nach allen Seiten hin vortrefflich, ein gutes Weib hat ihn mit Kindern beschenkt, um die ihn jeder andre beneiden würde. Da tritt im Laufe der Zeit eine Erkaltung in seiner Zuneigung zu Weib und Kindern ein. Ist er nun wirklich nach Geist, Gemüt und Erziehung der Mann, für den er in der Welt gilt, so weiß er um so mehr, woran er ist, und was er zu thun hat. Da es ihm, wenn auch unerklärlich spät, zur Gewißheit geworden ist, daß die Liebe, die ihn sein Weib wählen ließ, eine Täuschung war, so gebietet ihm nicht minder seine eigne Ehre als das Glück und die Wohlfahrt der Seinen, mit Aufbietung aller Kräfte dafür zu sorgen, daß diese Täuschung nicht auch außer ihm Platz greife. Hierin liegt für einen Mann in dem Maße die Richtschnur seines Handelns, daß auch das Abweichen von ihr nur mit einem Augenzwinkern ihn uns verdächtig machen würde. Um diese Logik ist so wenig herumzukommen, wie um die banalste Wahrheit, nach der sich die Menschen auf der Straße richten. Was sollen wir nun aber von einem Dichter sagen, der uns in der Nachahmung einer so dargestellten Wirklichkeit überreden will, der kluge und geistvolle, der edle und gemüthvolle Edelmann habe sich in der That in einer Täuschung über seinen Zustand befunden? Der Widerspruch liegt auf der Hand. Entweder ist das letzte wahr, dann ist der Herr von Randow kein kluger Mann, sondern ein Dummkopf, oder das andre ist eine Thatsache, dann ist derselbe Herr noch etwas schlimmeres als ein Dummkopf.

Doch mag immerhin, um zu einem andern Punkte zu kommen, angenommen werden, daß trotz aller Erfahrung und Weltklugheit der Held des Romans, in einer seltsamen psychischen Störung befangen, nicht habe einsehen können, wohin ihn das Unbewußte treiben werde. Aber was mußte denn geschehen, als diese Unklarheit nun mit einem Schlage ihr Ende gefunden hatte, als er sich bewußt geworden war, daß der Rebel in ihm nichts andres bedeutete als den Drang nach einer großen, früher weder gekannten noch auch geahnten Liebe? Es schmerzt den Kritiker, berichten zu müssen, daß der Held, den der Dichter für einen Edelmann im besten Sinne des Wortes ausgiebt, auch nicht eine Ahnung von dem bekundet, was er zu thun hat. Zu Frau und Kindern kann er nicht zurückkehren, für den Augenblick wenigstens, nicht etwa, weil es wie ein ungeheures Schuldgefühl über ihn gekommen wäre, sondern weil sie für ihn gegenstandslos geworden sind. Nicht diese hat ein unermessliches Unglück betroffen, sondern nur ihn selber. Er schreit und tobt wie ein Kind, dem eine unerhörte Ungerechtigkeit sein Spielzeug vorenthält. Nicht bloß im Anfang, sondern die ganze Geschichte hindurch bis zu Ende. Vergebens daß Eleonore selbst ihm die eindringlichsten Vorstellungen macht, Vorstellungen, die ihm Vernunft und die eigne Ehre hätten eingeben sollen.

Alles, was sie sagt, hat nur die Wirkung, daß er noch wilder wird und die Geliebte selbst mit Vorwürfen überschüttet. Da ist nicht zu helfen: Spielhagen möchte uns überzeugen, daß wir es hier mit einem Manne zu thun haben, aber es ist nur der Schatten eines Mannes.

Ein stärkeres Rückgrat hat der Dichter seiner Heldin gegeben, wie sie denn überhaupt, es ist das charakteristisch bei Spielhagen, den männlichen Charakter hat. Aber wie sympathisch das auch berührt, so ist doch diese Stärke nicht ausreichend, und je weniger sie es ist, um so problematischer ist auch die Erscheinung Leonorens. Auf dem Satze, daß jeder gar nicht anders könne, als das thun, was er als vernünftig erkannt habe, baut Kant seine Lehre vom kategorischen Imperativ auf. Für den Roman Spielhagens wäre es wünschenswert gewesen, wenn er sie als entscheidendes Gesetz in die Seele Leonorens hätte legen wollen. Aber er hat es nicht gethan. Die Heldin schillert nur, wenn ich so sagen darf, in den Farben dieses Gesetzes, nebenbei hat sie allershand andre Neigungen, die sie in gewissen Augenblicken zur femme sin de siècle machen. Die Verbindung mit dem russischen Nihilisten Borykine ist für ihr Geschick entscheidend, der Brief, den er im letzten Augenblick vor ihrer Vermählung mit dem Grafen Wendelin an sie schreibt und dessen Inhalt sie Herrschaft über sich gewinnen läßt, treibt sie in Schmach und Tod.

Man könnte den Roman „Stumme des Himmels“ auch eine Variation über das Thema der freien Liebe nennen. Was wird da nicht alles über das Recht des Einzelnen der Willkür der Menschensatzung gegenüber gesprochen! Und doch mit wie wenig ausreichendem Grunde! Formelwesen kann das Leben überwuchern und erstarren machen, aber dadurch wird nicht hinweggenommen, daß in ihrem eigentlichen Wesen die Form deshalb etwas gutes ist, weil sich zum besten der Gesamtheit das Zusammenleben der Menschen nach ihr richtet. Die Ehe ist deshalb heilig und unantastbar, weil sie aus dem innersten Bedürfnis der Menschen selbst hervorgegangen ist. So ist es nicht bloß im Interesse der Kunst zu beklagen, daß Spielhagen dieser Frage gegenüber in seinem Roman eine solche Stellung eingenommen hat. Wenn die Barone in Hinterpommern in der von ihm geschilderten Weise mit der Heiligkeit der Ehe ihr Spiel haben dürfen, dann können es die Genossen von der Sozialdemokratie auch. Es erhebt sich dann nur die Frage, von wem eigentlich der Umsturz von Religion und Sitte ausgeht.

Wilhelmshaven

Arnold Joffe

